

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Graf Winter trabte nach Hause und dachte unterwegs daran, daß in letzter Zeit die Welt im allgemeinen und die Menschen im besonderen aus den Fugen zu gehen schienen. Für ihn selbst war der Augenblick gekommen, wo ein Paar Mädchenaugen ihn mehr interessierten als alle seine Werke. Bergrat Spalding war melancholisch, und nun schienen irgendwelche seelischen Kämpfe auch Frau Glover, die Unnahbare, zu erschüttern.

„Es muß doch aber schließlich in der Welt auch noch etwas anderes geben als Kohlengruben und Walzwerke!“

Zu diesem Resultat war Graf Winter gekommen, als er vor seiner Villa anhielt und aus dem Sattel stieg, um das Pferd dem herbeigeeilten Stallknecht zu übergeben.

Frau Barbara Glover war auf dem Schlosshofe bis vor den Stall geritten, stieg hier an der besonders erbauten Rampe, bis zu der sie das Pferd lenkte, ab und ging dann nach dem Schloß. Sie erklärte dem Diener, daß sie für niemand zu sprechen sei, wenn Besuch kommen sollte, und zog sich in ihre Zimmer zurück. Hier ging sie lange Zeit erregt auf und ab. Dann trat sie an den Schreibtisch und entnahm einer Schublade desselben einen Brief, den sie am Tage vorher erhalten hatte, und durch den sie in solche Aufregung versetzt worden war. Dieser Brief kam von dem Hauptmann Vothar Kersten und lautete:

„Lieber den Tod als die Ungewißheit! Ich befinde mich seit Tagen wieder in einem fieberhaften Zustande, der nicht enden will, da die seelischen Erregungen den Körper nicht zur Ruhe kommen lassen. So oder so muß ein Ende gemacht werden. Ich will Klarheit haben. Was hat es für einen Zweck, zu genesen, wenn das Leben keinen Wert für mich hat, und warum soll ich mich weiter quälen, wenn das Leben mir nichts mehr bietet?“

Sechs Jahre sind es her, daß ich Ihnen in einem Augenblicke, in dem ich meine Selbstkontrolle verlor, meine Liebe gestand. Sie wiesen mich mit Entrüstung von sich und taten recht daran, denn Sie waren das Weib eines anderen.

Ich ging um Ihre Willen aus der Heimat und versuchte in fremdem Lande in den Aufregungen und Mühsalen des kolonialen Lebens Sie zu vergessen. Ich versuchte, mein widerspenstiges Herz zu bezwingen, und ich Narr dachte eine Zeitlang, daß es gelungen sei. Ich wußte, daß Sie zwei Jahre nach meinem Fortgange Witwe wurden, aber ich kehrte zu Ihnen nicht zurück. Ich scheute das Wiedersehen mit Ihnen; ich fürchtete, Sie würden mich unfreundlich empfangen, ich glaubte, Sie würden mich wegen der Vergangenheit, und deshalb blieb ich Ihnen und dem Vaterlande fern. Es gab Stunden, Tage, Wochen, ja Monate, in denen ich

glaubte, ich hätte Sie vergessen, die leidenschaftliche Neigung zu Ihnen sei geschwunden. Da versagte endlich nach sechs-jährigem Aufenthalte in den Tropen mein Körper. Ich hatte absichtlich niemals um Urlaub nach der Heimat gebeten, weil ich Sie nicht wiedersehen wollte. Ich kehrte vor kurzem zurück, und gleich am ersten Tage zwang mich mein Vater, in Ihr Haus zu kommen, weil er bei Ihnen eine Besprechung hatte.

Endlich nun habe ich Sie wiedergesehen, Barbara, und habe fürchterlich gelitten. Ich sah sie schöner und begehrenswerter als je, ich sah Sie frei, ich hörte, wie alle Welt Sie pries und verehrte. Alles, was ich in mir erstorben geglaubt, es wurde wieder lebendig. Am nächsten Tage brachte mich mein Vater fort aus Ihrer Nähe und hierher, obgleich er nichts von dem ahnte, was in mir vorging. Erst hier in der Einsamkeit ist wieder alles das lebendig geworden, was ich je für Sie empfunden habe. Nichts davon ist verblaßt, nichts davon ist milder geworden. Nein, heißer, leidenschaftlicher, glühender, als es je gewesen ist, ist das, was ich für Sie empfinde. Die furchtbare seelische Erregung hat mir das Fieber wieder gebracht. Ich habe einige Tage in Bewußtlosigkeit gelegen, und ich glaube, ich habe nur Ihren Namen gerufen. Ich bin wieder zum Leben erwacht. Ich bin abgeschlagen und fieberig, ich bin zeitweise meiner Sinne nicht mächtig. Ich frage mich fortwährend: hat es noch Zweck, weiterzuleben?

Ohne Sie will und kann ich nicht leben. Ich liebe Sie nicht, wie sonst ein Mensch liebt, ich liebe Sie bis zum Wahnsinn. Von Ihnen wird es abhängen, ob ich weiterleben soll oder nicht.

Werden Sie mein Weib, Barbara, und ich werde genesen in der Stunde, in der Sie mir Ihr glückverheißendes Ja sagen. Ich weiß, daß ich ein Narr bin. Jahrelang bin ich von Ihnen fern gewesen, vor Jahren habe ich zu Ihnen von Liebe gesprochen, und jetzt komme ich wieder und verlange von Ihnen, daß Sie mir das Höchste geben, was Sie zu vergeben haben: sich selbst. Aber es ist etwas in mir wie eine Ahnung, wie die Gabe eines Seher's; ein Etwas, das mir sagt, daß Sie mich wieder lieben müssen.

Ich habe vierundzwanzig Stunden vergehen lassen, weil ich merkte, daß ich unlogisch wurde und daß meine Gedanken sich verwirrten. Ich will nichts von Ihnen, als daß Sie mir gestatten, um Ihre Liebe zu werben; ich will nichts, als daß Sie mir sagen: ich darf versuchen, mir Ihre Liebe zu erringen. Stellen Sie mich auf die Probe, verlangen Sie von mir, was Sie wollen; nur geben Sie mir Hoffnung, sonst kann ich nicht leben. Ich werde und muß diesem Leben ein Ende machen, wenn mir nicht die Möglichkeit geboten wird, um Sie zu kämpfen und zu ringen. Ich weiß nicht, was ich von Ihnen verlangen soll, ich weiß nicht, ob ich erwarten darf, daß Sie sie mir auf diesen Brief antworten. Ich weiß nicht, ob es angezeigt ist, wenn ich binnen wenigen Tagen diesem Briefe folge, um mir von Ihnen die Antwort selbst zu holen. Ich fürchte jetzt schon, Ihnen

unleidlich und unangenehm zu sein, und doch will ich Ihre Liebe. Haben Sie Mitleid mit mir!

„Lothar Kersten.“

Barbara steckte den Brief wieder in die Schublade des Schreibtisches. Dann verbarg sie ihr Gesicht in den Händen und weinte.

Wie ein Gewittersturm war diese Lebensperiode über sie gekommen. Und doch hatte sie sich jahrelang gesagt, daß es vielleicht einmal mit Lothar Kersten zu irgendwelchen Auseinandersetzungen kommen könnte. Dieser Gedanke war ihr ebenso unangenehm gewesen, wie er freudige Gefühle in ihr erregte. Der Gedanke brachte sie in Zwiespalt mit sich selbst, und deshalb wußte sie, daß sie einst einen schweren Augenblick um dieses Mannes willen durchmachen würde.

Barbara Glover war eine Deutsch-Amerikanerin und hatte in verhältnismäßig jungen Jahren, mehr dem Willen der Eltern als ihrer eigenen Neigung gehorchend, einen bedeutend älteren Mann geheiratet. Sie war mit ihm dann nach Deutschland gegangen, wo Glover als Industrieller tätig war, bis er seine sämtlichen Berg- und Hüttenwerke verkaufte und nur das Gut Ivershofen behielt, auf dem er die Landwirtschaft zu seinem Vermögen betrieb und um einen Zeitvertreib zu haben. Da kam vor sechs Jahren Lothar Kersten zu einem längeren Urlaub nach Hause, und Barbara war selbst überrascht, als sie entdeckte, welch tiefen Eindruck sie auf ihn machte. Sie wußte es wahrscheinlich früher, als sich Lothar darüber klar geworden war, daß eine wilde Leidenschaft ihn ergriffen hatte. Sie tat nichts, um ihn zu ermutigen, sie wich ihm aus und steigerte dadurch seine Leidenschaft umso mehr. Glover hatte Juchsjagden nach englischem Muster eingeführt, die nach seinem Tode aufhörten. Bei einer solchen Juchsjagd war Barbara einer falschen Spur gefolgt, welche einige Hunde der Meute aufgenommen hatten, und hatte sich weit von der anderen Jagdgesellschaft entfernt. Lothar, der sie nicht aus den Augen gelassen hatte, eilte ihr nach, und als sie allein waren, gestand er ihr seine Liebe. Sie wies ihn mit Entrüstung von sich und erklärte ihm, sie würde von der Schmach, die ihr Lothar angetan, ihrem Gatten nichts sagen, schon um Lothars Vater willen nicht; sie verlange aber von ihm, daß er sie meide und verlasse. Sie war dann querselbein davon gejagt und noch zum Schluß der Jagd zurechtgekommen. Lothar ging am nächsten Tage, trotzdem sein Urlaub noch nicht vorüber war, nach der Garnison zurück, und kurze Zeit darauf erfuhr Barbara von dem Geheimrat, dem der Schritt des Sohnes sehr unangenehm war, Lothar habe sich zur Kolonial-Armee gemeldet und sei bereits nach Afrika abgegangen.

Sie wußte, was ihn fortgetrieben hatte, und sie gedachte oft seiner. Keine Frau ist gleichgültig gegen Schuldigungen, die ihr von einem Manne dargebracht werden, am allerwenigsten aber gleichgültig gegen solche Leidenschaft, wie Lothar Kersten sie für Barbara empfunden hatte.

Ein Schlaganfall, der Glover traf, machte Barbara zur Witwe. Sie hatte sich schon bei Lebzeiten ihres Mannes eine glänzende Stellung in der Gesellschaft verschafft, und sie hielt jetzt diese Stellung aufrecht. Sie bewirtschaftete ihr Gut weiter und freute sich der Freiheit, die ihr die Witwenschaft brachte. Sie wurde mehr und mehr selbständig und entwöhnt, einen anderen Willen neben sich zu haben. Sie hatte deshalb auch nie daran gedacht, zu heiraten. Es gab freilich auch niemand, der ihr so leicht Neigung eingeflößt hätte, und so wurde es ihr nicht schwer, die Körbe auszuteilen, die sie in den letzten Jahren in nicht geringer Zahl an Freier gespendet hatte.

Da erschien plötzlich dieser Mann wieder auf der Bildfläche, der sie in Schmerzen und Jammer geliebt hatte und wahrscheinlich noch liebte. Dieses Mitleid ergriff Barbara Glover, als sie an jenem Sonntagnachmittag den schwerkranken Lothar erblickte. Sie sah in den Blicken, mit denen er sie betrachtete, die alte Leidenschaft, sie ahnte und fühlte, daß dieser Mann sie noch immer liebte, und ahnte gleichzeitig die Kämpfe, die ihr bevorstanden.

Lothar war ihr nicht gleichgültig; das ist für eine Frau nie ein Mann, der die Frau liebt. Aber Barbara war jetzt Witte der Dreißiger, und sie kam sich wirklich wie eine alte Frau vor, die nicht daran denken konnte, einem Manne, der nicht einmal älter war als sie, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Sie war an Selbständigkeit und Freiheit gewöhnt. Sie mußte es sich sorgfältig überlegen, ob sie diese Freiheit so ohne weiteres aufgeben sollte, und sie tat dies, wenn sie

die Gattin Lothars wurde. Die Liebe hätte indes auch diese Freiheitseinschränkung überwunden, und Barbara glaubte selbst daran, daß sie den Bewerbungen Lothars auf die Dauer nicht widerstehen würde.

Aber die Art und Weise, wie er ihr nun seine Liebe aufs neue gestand und sie zur Entscheidung drängte, verletzten sie, stieß sie ab, machte sie nicht geneigt, den Werbungen des Unglücklichen Gehör zu schenken. Allerdings, er war krank, er war im Fieber, er war wohl unzurechnungsfähig; das bewies sein Brief. Aber sicher stand in diesen Zeilen, die zum Teil im Fieberwahn geschrieben waren, keine Unwahrheit. Er war aus Rand und Band, er war körperlich und seelisch so herunter, daß das Leben für ihn keinen Wert mehr hatte, wenn ihm nicht in der Zukunft das Glück winkte. Dieses Glück aber konnte nach seinen Erklärungen ihm nur Barbara bringen.

Nein, nein, das war sicher nicht die Art und Weise, wie man um sie werben konnte. So überrumpeln ließ sie sich nicht, in dieser Weise ließ sie ihren Gefühlen keine Gewalt antun. . . Und doch, der Unglückliche tat ihr leid.

Wenn er nur nicht die Torheit beging, wirklich selbst zu kommen und sie zur Entscheidung zu drängen. Sie konnte sich jetzt nicht entscheiden, sie konnte ihm keine Antwort geben, die ihn irgendwie befriedigt hätte, denn sie war sich über ihre Gefühle selbst nicht klar. Sie empfand Mitleid mit ihm, mehr als Mitleid; aber ob das Liebe war, die Liebe, die auch zu Opfern bereit ist, sei es auch nur das Opfer der Selbständigkeit und des eigenen Willens, das wußte sie nicht, und deshalb konnte sie ihm keine befriedigende Antwort geben. Sie wußte nicht, ob sie die Wahrheit sprach, wenn sie ihm sagte, sie liebe ihn; sie wußte nicht, ob sie die Wahrheit sprach, wenn sie das Gegenteil behauptete. Aber in gewaltiger Erregung befand sie sich; sie fühlte ihr ganzes Inneres durcheinander geschüttelt wie eine Wassermasse, die der Sturm aufspeitscht und wütend gegen die Ufer schleudert.

Sie wußte, daß der Unglückliche zum Revolver griff und sich ein Leid antat, wenn sie mit kühlen Worten seine Liebeserklärung ablehnte. Das wollte sie dem Unglücklichen nicht antun, auch dem alten Vater nicht, und am allerwenigsten sich; sie wußte, wie tief unglücklich sie selbst werden würde.

Ein lauter Wortwechsel draußen im Vestibül ließ Barbara aufschrecken. Sie war sonst nicht so nervös, weder Tiere noch Menschen konnten ihr imponieren, selbst wenn sie noch so zornig waren. Aber in ihrem Zustand von Unruhe und nervöser Erregung war das Zittern, das jetzt durch ihren Körper lief, erklärlich. Sie ging bis zur Tür und stand hier mit verhaltenem Atem.

Es wurde draußen wieder ruhig.

Barbara trat an das Fenster und hörte das Fortrollen einer Equipage.

Sie klingelte nach dem Diener und fragte, was geschehen sei.

„Derr Hauptmann Kersten war hier,“ meldete der Diener. „Ich habe ihm gesagt, daß die gnädige Frau unwohl ist und niemand empfängt. Er wollte mit Gewalt in das Zimmer eindringen, und ich habe ihn nur mühsam und durch gutes Zureden verhindert, dies zu tun. Er erklärte, er müsse die gnädige Frau unter allen Umständen sprechen. Ich habe ihm gesagt, er solle seinen Besuch auf gelegenerer Zeit verschieben; heute empfinde die gnädige Frau niemand.“

„Ich danke“, antwortete Barbara und winkte dem Diener, das Zimmer zu verlassen.

Sie stand vor einer Katastrophe. Sie wurde zu einer Entscheidung gezwungen, die höchstwahrscheinlich sie selbst und eine Anzahl anderer Menschen sehr hart traf.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Carl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Das aus Land geworfene Kind aber lag noch immer am Strande, noch niemand hatte sich seiner erbarmt. Nun weinte es und rief fremde Namen mit weicher, wohlklingender Stimme.

„Ein welsches Kind.“

„Danke, wer ernährt die unstrigen?“

Da hücte sich die alte Witten, hob das Bündel auf und schritt damit den Deich entlang. Die anderen sahen ihr kopfschüttelnd nach

In der alten Witten Hütte lag bleierne Stille. Der Findling schlief, und die Alte stand davor und schaute mitleidsvoll auf das Kind.

Nun ging sie still an ihre Arbeit, und dabei rann ihr Träne um Träne aus den Augen.

„Das ist Bojens Neg, der brauch't's nicht mehr, und das ist Ontjes Neg, den hat's auch drauhen behalten in letzter Nacht. — Gott, was bist du für ein Gott? Raubst mit einem Schläge das Mannesvolf, das uns ernährt, und wirfst dafür ein fremdes Kind ans Land.“

Und ihre schweren Gedanken konnten sich nicht zurechtfinden mit diesem Gott. Sie schickte weiter und legte Neg um Neg beiseite, und nun war sie fertig mit Nicken und fertig mit Denken.

„Ein wunderlicher Gott,“ sagte sie und faltete doch die Hände im Schoß und betete zu diesem wunderlichen Gott: „Laß mir nicht wieder solche Gedanken kommen und tröste die Armen und Verlassenen im Orte.“

Da legte sich eine Hand auf ihren Arm, eine kleine, braune Kinderhand.

„Was bin ich erschrocken, Kind.“ Sie hob das Mädchen hoch und betrachtete es von allen Seiten.

„Vielleicht an drei Jahre.“ Sie richtete Frage um Frage an das Kind, doch das schluckte und rief fremde Namen und weinte und zeigte auf sich und sagte: „Corna.“

So nannte es die Witten Corna und behielt es in ihrer Hütte. Die anderen aber im Dorfe blickten es scheu an.

„Das welsche Kind und seine Leute sind schuld, daß ihr Waisen seid,“ das hatten die Halligkinder viele Male gehört.

So blieb Corna eine Einsame. Sie vergaß bald ihre welschen Worte und sprach mit schwerer Zunge mühsam die Sprache der Halligbewohner.

Jahr um Jahr verging und Corna Witten hatte noch keine Freunde. Sie ward ein träumerisches Kind. Stundenlang saß sie am Deiche und schaute in die spielende See. Dann trabte sie scheu durch den Ort, warf wohl hie und da einen sehnsüchtigen Blick nach den Kindern, die im Kreise ihre Kriesspiele trieben, und eilte hinweg und weinte.

Wie oft sah man sie nicht weinen? — Sie weinte für sich und weinte mit anderen. Jedes Fremden Schmerz ging ihr nahe, und wenn sie jemanden leiden sah, vergaß sie ihre Schmerzen und ging hin und tröstete mit plumpen, schweren Worten, und fand sie keine, so tröstete sie mit Tränen.

„Tränenmarjell“ nannten sie die Halligleute. Noch mancher Sturm hatte an den Inselchen gerüttelt, noch mancher der Braven war drauhen geblieben, aber auch manch Schiffbrüchiger war hereingeholt worden in sichere Düt.

Aber nach Corna hatte all die Jahre niemand gefragt. Sie wohnte noch immer bei der alten Witten, die nun schon uralt war und längst keine Neze mehr flicken konnte.

Und was der Alten einst eine Last war, den Findling zu nähren, das wurde ihr jetzt ein Segen, denn Corna hegte die Witten wie ihre liebliche Mutter. Und was damals für die kleine Insel wie ein Hohn des Meeres erschien, für vierzehn Männer ein welsches Kind, das war jetzt für die Hallig ein Geschenk.

Tränenmarjell war überall. Wo es eine Wöchnerin gab und wo einer sterben wollte, wo der Hunger an der Schwelle pochte und das Fieber schleichend sich in die Kammer machte, da half sie mit ihrer weichen Hand und tröstete mit ihrer weichen Stimme. Aber viele Lieben dies nur geschehen, weil sie es brauchten, und viele dankten ihr es nicht und sahen sie lieber gehen als kommen, denn der Aberglaube hat noch Heimatsrecht hinterm Deiche und Tränenmarjell war und blieb doch immer eine Angeschwemmte.

Tränenmarjell mochte nun siebzehn Jahre alt sein. Da brachten die Loffen drei Fremde ans Land. Die hatten zumtrotz im Schiff gefessen und waren von den Mannschaften des Schoners verlassen worden, denn sie hatten den Tod im Leibe — die Pest.

Weit hinter dem Dorfe standen drei Hütten. Dorthin brachten die Loffen die Kranken und blieben gleich selbst mit drauhen, um die Ibrigen zu schonen.

Der Deichbevollmächtigte ging nun von Hütte zu Hütte und bot Summe um Summe, aber keiner fand sich, der hinaus wollte, die Kranken zu pflegen. Da machte er sich selbst auf und hatte doch sieben Kinder und ein Weib zu Hause.

Vor Wittens Hütte sah Corna und besserte Neze aus. „Wohin, Bevollmächtigter?“ fragte sie den Mann.

Der zeigte nach den Pesthütten. „Was gib't's da drauhen zu suchen, Bevollmächtigter?“

„Den Tod, Marjell.“

Und er schritt weiter, Corna aber war ihm zur Seite, und als sie hörte, daß die drauhen die Pest im Leibe hätten, hielt sie mit beiden Armen den Mann zurück, und schon rieselten große Tränen aus ihren Augen.

„Bleibt, Bevollmächtigter, und denkt an eure Kinder. Aber ich will gehen. Und wenn ich drauhen bleiben sollte, versteht Ihr: für immer, so findet Ihr wohl den Weg zu Mutter Witten und wohl auch ein Stück Brot für sie.“ —

Drei Tage hörte man nichts von Marjell. Man trug Speise und Trank an den Deich und Marjell holte sie.

Am vierten Tage stand der Lorb noch unberührt und am fünften kreisten Krähen in tragem Flug um die Hütten. — Still und heimlich, wie Marjell gekommen war, hatte sie sich wieder davongemacht.

Auf ihrem Grab steht ein schwarzes Kreuz, und darauf in unbeholfenen Lettern:

Tränenmarjell, ein welsches Kind. Gestrandet am 11. November 1824 — gestorben um Jesu willen am 23. April 1841.

Jetzt sprechen die Halligleute von Tränenmarjell wie von einer Heiligen.“

Seede schwieg.

Noch lange saß man im Kreise und keiner sagte ein Wort. Der Blinde hatte die rechte Hand vor den Augen, während seine linke schlaff herunterhing, und Arda erfaßte sie und küßte sie.

Und als Rene mit Seede und Arda heimging, fragte Arda: „Ob Tränenmarjell recht getan, ihr junges Leben dahinzupfern?“

Rene schüttelte den Kopf. — „Die Jugend hat ein Recht auf das Leben, der Tod gehört den Alten.“

Seede aber sagte: „Eine große Seele lächelt des Todes, denn sie macht sich zum Herrn über ihn, indem sie sich ihm ergibt, ohne zu murren. Nur wer den Tod fürchtet, ist des Todes Knecht.“

5. Kapitel.

Rene arbeitete mit hoher Begeisterung an seinem Werk. Des vormittags saß ihm Seede und am Nachmittage Arda.

Er hatte in der Gartenlaube ein Atelier errichtet und ließ nun Entwürfe und Skizzen entstehen, aus denen er dann in Berlin das eigentliche Gemälde zusammensetzen wollte. Durch das tägliche und stündliche Zusammensein mit Arda und Seede kam er den Herzen dieser beiden Menschen immer näher.

Auch Mutter Bahlsen wohnte oft den Sitzungen bei und mußte ebenfalls als Modell dienen, desgleichen eine große Anzahl typischer Nordren und Fischer.

An den Nachmittagsstunden war Rene meist mit Arda allein, denn Seede ging an den Strand. Er hatte solch unbeswingliche, eigenartige Sehnsucht nach dem Rauschen des Meeres, daß es ihn nicht im Hause litt, wenn er an dem Tage noch nicht am Deiche gewesen war. Er nannte das Strandsieber.

Eines Tages saß Rene wieder allein Arda gegenüber. Er war abgepannt und ihm fehlte die rechte Lust zur Arbeit. Außerdem war er aufgeregt. Seine Berliner Verehrer und Freunde hatten nach wochenlangem Suchen seinen Aufenthalt entdeckt und bestürmten ihn nun, doch zurückzukehren.

Seine so mühsam errungene Ruhe war wieder ins Schwanken geraten und nun weilten seine Gedanken öfter als ihm lieb war in Berlin. So auch jetzt wieder.

Er ließ die Pinsel ruhen und blickte gedankenvoll in das Buschwerk des Gartens.

„Sie sind heute so einsilbig, Herr Brian,“ sagte vorwurfsvoll Arda.

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir. Mir fehlt heute die rechte Schaffensfreude. Das Stillstehen macht mich nervös. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mit mir zum Strande gingen. Vielleicht hat das Meer beruhigende Wirkung auf mich.“

Arda erhob sich und half Rene das Malzeug zusammenpacken.

Sie blickte lange auf das Bild, welches sie selbst darstellte, auf einem Boote sitzend und mit verstärktem Auge zu Seede ausblickend, der am Freimast steht und erzählt.

„Sie malen mich zu schön, Herr Brian,“ sagte sie mit feinem Lächeln und senkte ihr Haupt.

Aber Rene schien ihre Worte nicht verstanden zu haben. Er verglich Original und Bild und schaute dann sinnend zu Boden. Endlich sagte er: „Es gibt eine Schönheit, die kann kein Künstler auf die Leinwand bannen, es ist die Schönheit, die nur das Leben hat, und dann auch mir auf kurze Augenblicke, eine Schönheit, die der Moment gebiert, eine heilige Schönheit, wie Sie sie im Augenblicke haben.“

„Herr Brian.“ Arda richtete sich hoch auf und wandte sich ab. Sie fühlte aber trotzdem Renes Blick auf sich ruhen, und das tat ihr weh. Sie mußte an Seede denken, sie mußte daran denken, ob Rene dieselben Worte gesagt haben würde, wenn ihr Bräutigam zugegen gewesen wäre. Rene aber sagte jetzt mit weicher Stimme: „Verzeihen Sie einem Manne, den das künstlerische Empfinden regiert, dessen Lebensgöttin die ewige, die reine Schönheit ist.“

Arda ging zwei Schritte vorwärts und neigte sich über einen Rosenstrauch, und sie verbarg ihr glühendes Antlitz in frisch erblühten Rosen.

Dann brach sie eine der Rosen und steckte sie an ihren Busen, und nun wandte sie sich wieder zu Rene und fragte unbefangen: „Mögen Sie Mädchen leiden, die eitel sind, Herr Brian?“

„Ich kann mir ein Mädchen ohne Eitelkeit nicht denken. Diese spezielle Fraueneigenschaft, die allerdings auch manche Männer in Padt genommen haben, gehört zum Mädchen wie der Duft zur Rose. Sie umgibt das Mädchen mit jenem Hauch jugendlichen Reizes, der es so lieblich macht. Sie ist die Mutter der Verschämtheit, die das Mädchen wie ein zarter Schleier der Reinheit und des Unerblichseins umwallt. Mädchen, die nicht eitel sind, haben keinen Sinn für Schönheit und naives Glück, sie haben Neigung

zum Mannweiblichen und Roben. Freilich hat die liebe Eitelkeit auch zwei böse Schwestern: Geizsucht und Koketterie, die der Teufel erkunden hat, als er sich einst über das männliche Geschlecht so recht geärgert haben mag."

Arda lachte hell auf und rief: „Wir Norden sind wenig eitel, dafür aber von starkem, treuem Herzen.“

Sie eilte zum Hause, und in der Tür rief sie zurück: „In zwei Minuten bin ich fertig.“

Rene schaute ihr verblüfft nach und wiederholte halblaut ihre Worte: Von starkem, treuem Herzen. Er war ein Menschenkenner, ein Frauenkenner. Was sollten diese Worte Ardas? Sollte es eine versteckte Drohung sein oder eine Warnung?

Wenn jemand seine Treue beteuert, ist das nicht schon der Anfang des Bankens?

Allerhand Gedanken stürmten auf ihn ein.

Wozu war er hier? Wollte er Eroberungen machen? Wollte er zwei herrliche Menschen, wie Seede und Arda es waren, trennen?

Doch ihm blieb nicht Zeit, seine Gedanken zu sichten, denn Arda kam zurück, einen weißen, dünnen Schal um den Kopf gebunden.

Rene sah sie zum erstenmal in dieser Strandkleidung. Ihre dunklen Augen blickten ihn übermütig an. Ihr Gesicht war durch den umschlingenen Schal ovaler und dadurch noch schöner geworden.

Sie lachte und sagte: „Erst haben Sie ein hohes Lied auf die Eitelkeit gesungen, Herr Brian, und nun ich des starken Windes wegen den Schal umgebunden, machen Sie ein betretenes Gesicht.“

„Ich hätte nicht geglaubt, daß sich der Begriff Schönheit steigern ließe, daher wohl mein erschauertes Gesicht.“

Sie schlug wieder die Augen nieder und sagte bittend: „Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie solche Worte nie mehr zu mir sagten. Ich habe kein Verständnis dafür, und wenn Seede je solches hören würde, ihn würde es schmerzen um seiner Blindheit willen.“

Rene war beschämt.

Sie verließen das Haus durch eine Gartentür, von der ein schmaler Steig direkt zum Strande führte. Das Meer stand in halber Flut, und eine kräftige Brise blies landwärts.

Sie gingen auf dem Damme hin, aber des starken Windes wegen konnten sie wenig miteinander sprechen.

Hinter der neu erstandenen Badeanstalt sah Seede und flocht Kastrufen.

Doch noch ehe sie bei ihm waren, blieb Rene stehen und sagte: „Jetzt möchte ich eine Segelfahrt machen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Von einem eigenartigen Schutz- und Trugsbündnis zwischen Ameisen und Klazien berichtet der bekannte Ameisenforscher Prof. Dr. R. Escherich in den soeben erschienenen Lieferungen 50—55 des naturwissenschaftl. Prachtwerkes „Die Wunder der Natur“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57, 65 Lieferungen zu je 60 Bg.). Es handelt sich hierbei um gewisse Klazien Südamerikas und Afrikas, die durch ihre stark vergrößerten Dornen besonders auffallen, die sogenannten Büffelhorn- bzw. Flötenklazien. Wenn der Wind über die Steppe dahinzieht, ertönen von diesen trockenen, hohlen, mit Löchern versehenen Kugeln (Gallen) eigentümliche, wenn auch schwache, rauschende, an das Rauschen der Segel erinnernde Klänge, oder wie mit der Stärke des Windes zunehmende und verhallende Aeolstöne, was zu dem Namen „Flötenklazien“ den Anlaß gegeben hat. Berührt man diese Gallen, so stürzen sofort in nervösem Eifer zahlreiche Ameisen heraus. Mit gerade nach oben gehobenen, immer hin- und herwackelndem Leib, dessen Spitze ein Tröpfchen überfließender, milchigweißer Flüssigkeit entquillt, verbreiten sie sich auf die Blätter und Zweige. Es ist zweifellos, daß hier ein Fall von einem Schutz- und Trugsbündnis vorliegt, aus dem beide Teile Nutzen ziehen. Die Ameisen finden in den harten und hohlen Gallen den besten Schutz und die bequemsten Wohnungen. Andererseits haben die auf der Steppe zerstreuten Klazien durch diese Armee von kampflustigen überfließenden Ameisen, die sich beständig auf ihnen befinden und bei der geringsten Verührung der Pflanzen massenweise aus den Gallen herausstürmen, den besten Schutz gegen Angriffe nicht nur von Tieren, sondern auch gegen blattfressende Insekten. Bei der amerikanischen Büffelhorn-Klazi richtet sich der Schutz hauptsächlich gegen die schlimmsten Blattschneider-Ameisen, die eine besondere Vorliebe für die Klazienblätter zu haben scheinen. Die Kenntnis dieser nutzbringenden Tätigkeit gewisser Ameisen ist übrigens eine sehr alte und auch schon mehrfach praktisch verwertet. So haben die Chinesen bereits im 12. Jahrhundert räuberische, karnivore Ameisenarten gesammelt und gezüchtet, um mit ihrer Hilfe die Orangen- und Mandarinenbäume raupenfrei zu halten. Auch die Japaner benutzten Ameisen, um die Früchte der Mangobäume vor den Angriffen eines Rüsselkäfers zu schützen. — Im übrigen bringen die genannten, wiederum unvergleichlich gut und reich illustrierten Lieferungen u. a. Aufsätze von Prof. Dr. R. Hesse über den „Papier Nautilus“, von Dr. F. Marshall über „Verborgene Wunder des

Schmetterlingskörpers“, von Sir Harro Johnston über „Fasanvögel“, von Prof. Dr. B. Schwahn über „Unterirdische Flüsse“ usw. — Kurzum, auch diese Lieferungen enthalten wieder eine Fülle der interessantesten Themen aus allen Gebieten der Naturwissenschaften. Das Werk stellt sich als eines der vornehmsten Geschenk- und Studienwerke dar, da es neben der bisher bei naturwissenschaftlichen Werken unerreichten Pracht und Naturtreue der Abbildungen in seinen Aufsätzen durchweg strenge Wissenschaftlichkeit mit belehrender Unterhaltung verbindet.

* Ein gefährlicher Narr. „Sieh nur diesen Narren da, den Mr. Baker,“ sagt ein Mann zu seinem Freunde, „gebt der Mensch an einem Regentage wie heute ohne Schirm aus! Ist er nicht wirklich verdreht?“ „Ich glaube auch,“ sagte der andere und hat es plötzlich eilig. „Aber wir wollen schnell weiter gehen.“ „Waram denn?“ „Ich möchte ihn doch lieber nicht treffen; vielleicht erkennt er seinen Regenschirm wieder.“

* Ein Wohlthäter der Frauen. In einer politischen Versammlung spricht eine Vorkämpferin der Frauen: „Der ist der Mann, der in der modernen Welt sich rühmen kann, uns Frauen zu größerer Höhe emporgehoben zu haben? ...“ Eine Männerstimme aus dem Hintergrund des Saales: „Der Erfinder der hohen Absätze!“

Büchertisch.

— Peter Kosegger, Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neueingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2.50 (Nr. 3.—), in Halbpergament Mk. 4 (Nr. 4.80). Einzelne Bände werden nicht geteilt. Verlag von U. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der zweiten Abteilung Band 13: Waldheimat II (Der Gud uns Leben). Der 13. Band der endgültigen Kosegger-Ausgabe, die immer erhöhtem Interesse begegnet, enthält den zweiten Abschnitt des aus 4 Bände erweiterten persönlichsten Werkes des Dichters: Waldheimat II (Der Gud uns Leben). Kosegger erzählt von seinen Kindheitstagen, von seinen Erlebnissen und Erfahrungen aus seinem Jugendleben in der Waldheimat. Er macht uns mit seiner schönen und glücklichen Welt auf rauher Bergeshöh zwischen Wäldern und Wiesen bekannt. Die Erzählungen reihen sich jener Gattung von Wahrheit zu, welche durch den Boeten ins allgemeine gehoben wird und den ganzen Menschen zeigt. Talgründe, Waldwinkel und Alm-matten lernen wir kennen, eine eigenartige Welt tut sich vor uns auf — die eigenste Welt Kosegegers. Kühle Waldluft und gesunde Lebensfreude weht uns aus diesen Erinnerungen entgegen.

— Hesses Volksbücherei. Nr. 905—921. Preis jeder Nummer 20 Pf. Leipzig, Hesse & Beder Verlag. Die jüngste Serie von Hesses Volksbücherei bringt zunächst Heinrich von Kleists unvergängliche Novelle „Michael Kohlhaas“ (Nr. 905). Weiter enthält sie den vortrefflichen vaterländischen Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“ des erst jetzt zu verdienstlichem Ruhm gelangten Erzählers Willibald Alexis (Nr. 906—910) und des Dänen Jens Peter Jacobsen Meisterroman „Niels Lyhne“ (Nr. 911—914), eins der intimsten Bücher der Weltliteratur. Der gern gelesene schwedische Erzähler Alfred af Bredenhierna ist mit zwei Bändchen „Ausgewählter Erzählungen und Humoresken“ vertreten (Nr. 915 und 916). Dankenswert ist die Aufnahme einiger der wichtigsten und interessantesten Schriften Richard Wagners: Nr. 919 bringt die Arbeit über Beethoven, Nr. 920 die viel umstrittenen Abhandlungen „Das Judentum in der Musik“, „Was ist deutsch?“ und „Modern“ und Nr. 921 die Revolutionschriften. Alle drei Bändchen enthalten lehrreiche Einleitungen des bekannten Wagnerforschers Julius Kapp.

Arithmogriph.

- 1 4 2 7 4 5 ein Sumpfvogel.
- 2 6 8 1 Nebenfluß der Donau.
- 3 6 2 4 5 Stadt an der Mosel.
- 3 4 4 anregendes Getränk.
- 4 6 8 9 biblischer Name.
- 5 9 7 5 eine Krankheit.
- 6 8 2 6 Stadt in Unterägypten.
- 7 8 6 4 ein Napetier.
- 8 9 6 3 4 5 Vabjal für Feinschmecker.
- 9 7 9 ein Raubvögel.
- 6 8 1 8 6 8 3 4 ein Ce-entkünstler.

Die Anfangsbuchstaben der geklärten Wörter ergeben der Reihe nach, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Lyrikers. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königsbromenade in voriger Nummer:

Freue dich, daß du zu ringen hast!
Nur auf den Bergen blüht Geliebte.
Je steiler die Klade, je schöner der Preis,
Je härter das Laqwerk, je süßer die Raft;
Freue dich, daß du zu ringen hast. Erlida Schanz.